

Das Loch

Lassen Sie mich über die Verhältnisse sprechen.

In den ehemaligen Stollen des Bergwerks, im Loch, also unter Tage, messen wir immer die selben Temperaturen von konstant acht Grad und 95 – 100 Prozent Luftfeuchtigkeit. In absolutem tektonischen Stillstand, quasi Totalausschaltung der Gezeiten, sowie in vollkommener Dunkelheit, findet dort alle Lebendigkeit ihr Ende.

Den Pferden, die vor 200 Jahren unter Schinderei den Löschkalk aus dem Felsen zogen, mussten erst die Augen ausgestochen werden; ein sehendes Pferd wäre niemals freiwillig ins Schwarze hinabgestiegen. Zwanzig Jahre oder länger, d.h. ein ganzes Pferdeleben, mussten die Tiere unter diesen Bedingungen ausharren, um als Transporteur für die Mineralien zu dienen. Das ist lange vorbei: Nachdem der Berg die längste Zeit ausgebeutet worden war, eignete er sich um 1900 nur mehr als Schaubergwerk, durch das japanische Touristengruppen auf einem Zwischenstopp nach Hallstatt gelotst werden konnten. Aber der Felsen gab weiter nach und verlor an Stabilität – sodass er nun, Jahrzehnte später, zum einsturzgefährdeten *Loch* wurde, wie Einheimische sich ausdrücken.

Rhizomartig ziehen sich Verästelungen unter den Bergkuppen und Siedlungen durch, brechen in Röhrchen und Netzen an die Oberfläche und schieben das nervöse Erdreich zu atmenden Halden zusammen. Es ist, genau betrachtet, nicht nur ein Loch, sondern ein nach allen Seiten sich erstreckender Hohlraum, der die gesamte Gemeinde unterhöhlt – der in jedem Garten eine kleinen Fistel bildet, die an den Fundamenten der Gebäude saugt. Das Wasser arbeitet diesem Loch fleißig zu: schmatzende Sedimente lassen sich unter die Häuser und Straßen tragen, welche sich bereitwillig der Verflüssigung hingeben. Die Absenkung wird von Tau und Nieseln ebenso vorangetrieben wie von den Rasensprekellanlagen der Menschen; denn so staut sich im Erdreich das Wasser nicht bloß von unten, sondern durchdringt es auch von der Oberfläche her.

Der Hauptschlund, ein nicht weniger als 50 Meter breiter und gut 200 Meter tiefer Abgrund, klafft unter dem Marktplatz und gefährdet die Statik der gesamten Innenstadt. Dieser Zentralschacht, der also nicht zufällig entstand, sondern in jahrhundertelanger Misswirtschaft ins Herz der Stadt gestemmt worden war, beginnt in einem vernagelten und abgesicherten Haupteingang direkt hinter der Kirche – verfügt aber auch über sieben oder acht Nebeneingänge, die in der Schule, im Park, neben der Burgruine Zeugnis ablegen, dass Jahrhundert für Jahrhundert tiefer gebohrt und geplündert worden war. All das hatte die Grotte endlich so dünnwandig instabil werden lassen, dass es für die Natur ein Leichtes war, ihre Faust um das Gebilde zu schließen mit dem Ziel, die Gemeinde in die Tiefe zu saugen.

Man sagt: alles liege offen.

Der Schlamm berührt zum ersten Mal seit Jahren, vielleicht zum ersten Mal überhaupt, die Innenseiten meiner Oberschenkel, sodass mich für einen Moment die Panik überfällt. Wie jemand, der vom Treibsand an der Hüfte gepackt zu versinken droht, klammere ich mich an eine Tanne und versichere mich nervös, doch fast gewohnheitsmäßig, dass meine Schuhe nicht feststecken, dass ich in meiner Arbeitsposition einen Schritt nach links und einen nach rechts machen könnte, so ich es wollte. Ich will es freilich nicht, ich bin korrekt ausgerichtet.

Der Regen klebt seit Tagen am Berg, verhüllt als Sichtbarriere die Gipfelkegel und lässt – da meine Aufgabe bei jeder Wetterlage stattfinden muss – meinen Körper abends grotesk aufgedunsen scheinen. Ich verkeile mich frühmorgens in tiefer Kniebeuge auf dem Fels über der Stadt, um planmäßig in ihn einzufahren, während Billie Holiday aus meinem Handy singt. Als führte ich eine gewaltige Koloskopie durch, schiebe ich Sonden in die

Gedärme des Berges, um – nach den Hinweisen des Bürgermeisters – die Hohlräume zu erschließen, die sodann in eine Simulation eingehen, welche Aufstimmungen, Verfüllungen, Befaserungen und Verstreibungen auswirft.

Es ist eines jener Hau-Ruck-Projekte, bei denen man von den Gemeinderäten im Nuschelton instruiert wird, weil jedes zu laut gesagte Wort die in der Vorstadt zärtlich genährten Immobilienpreise und die von Hand aufgezogenen Kommunalsteuern in die Ohnmacht führen würde. Wir möchten, sagte der Bürgermeister wie beiläufig, die Dinge nicht an die große Glocke hängen – auch wenn sich uns gewisse Problematiken und unerwartete Umstände mitteilten, sagte er, müssten wir diese nicht unbedingt in die Welt hinausposaunen, wozu im Übrigen ja auch weder Verpflichtung noch Anlass bestünde. Ich stand in der für ein Bürgerbüro viel zu niedrigen Halle und hatte diese unnötige Rechtfertigung ohne jede Empfindung angehört. Die Quintessenz: obschon sämtliche Körperschaften meine Bestellung finanziell tragen, werden wir sie am Ende tunlichst hintanstellen: die Bevölkerung wird sie eher spüren als etwas, das eben *nicht* passiert ist, statt etwas, das passiert. Wiederum: eine Leerstelle.

Es wurde mir so erzählt: Unten im Tal, von wo die auf Nordic Walking hochgerüsteten Touristengruppen aus Stuttgart ausschwärmen, nehmen die Absenkungen am schnellsten ihren Lauf. Sie haben es, von der Öffentlichkeit unbemerkt, die längste Zeit schon getan, sodass sogar die träge Bevölkerung sich irgendwann fragen musste, warum die Gehsteige merkwürdig wellig, seltsam konkav hingen.

In den Fünfzigern und Sechzigern des vergangenen Jahrhunderts konnte das noch die eine Generation auf die andere schieben – wenn Türstöcke splitternd in Stücke brachen, tauschte man sie hastig aus, ehe die Kinder aus der Schule kamen. In den Achtzigern hatte jede Hausfrau eine Tube Fugenmasse im Schrank stehen, um die kleinen, alveolenartig entstehenden Risschen zu überschminken: kosmetisch erst, dann schließlich in der Art

routinemäßig durchgeführter Schönheitsoperationen. Eines Sommertags, im Laufe weniger Sekunden, saßen die Gäste des örtlichen Freibads auf dem plötzlich trockenen Beckenboden, still und überwältigt; und die Leiter zu hoch über ihnen, als dass sie sich noch selbst aus der misslichen Lage befreien hätten können. Das wurde, wie aus Gewohnheit, nachdrücklich beschwiegen, sodass der Moment, in dem ich kontaktiert wurde, ein aus technischer Sicht bereits äußerst ungünstiger war.

Ich war an einem Sonntag angereist und amüsiert darüber, dass just in dem Moment, als ich wie ein geheimnisvoller Fremdling aus einem Western die Stadt betrat, die Kirchenglocken zu läuten begannen. Ohne gleich den Weg in die nahe gelegene Pension anzutreten, zog ich den Koffer mit meinen Messgeräten auf den Berg, da ich den Kirchturm am nahegelegenen Hauptplatz schon schief hängen sah; ein Anblick, der wie der langsame Alterungsprozess eines Gesichtes, das man jeden Tag sieht, dem Einheimischen so sehr verborgen bleiben muss, wie er dem geschulten Externen ins Auge springt. Mir entgegen kamen schwer atmende, feiste Menschen in Wanderjacken, die mich mit ihrem am Berg so schwunghaft verliehenen Grüßgott immer wieder seitlich vom Weg schoben.

Am gelb markierten Haupteingang des alten Bergwerks, wo der frühere Wasserturm senkrecht in den Stein führt, ließ ich die sonographischen Sensoren herab – doch sowie die Ultraschallsonde eingeführt war, wurde ich einer Unregelmäßigkeit gewahr. Das Volumen, das mein sensibles Gerät fledermausartig erfasste, stimmte nicht mit den Daten überein, die die Gemeinde mir übermittelt hatte. Eine Abweichung. Ein Knoten.

Die Natur in die Knie zu zwingen, ist ein Unterfangen, das höchste Präzision erfordert: Wir stemmen erst von innen das Erdreich mit Stöcken aus Eisenprofilen ab und drücken die Stollen und Hohlräume wieder annähernd auf ihre ursprüngliche Position zurück. Stehen die Grubenstempel an der korrekten Stelle, d.h. ist der Erdmantel fest in der Zange, wird ein künstliches Fundament unter Tage eingespreizt, das den nervösen Stein festschraubt. Ist auch dies getan, kann sich also die Erde aus dem Griff der erbarmungslosen Technik nicht mehr lösen, spritzen wir ein chemisches Gemisch unter ihre Haut, das botoxartig jede

weitere Nerventätigkeit erlahmen lässt, indem es Mikroorganismen und Gewürm aller Art vernichtet. Zuletzt folgt die eigentliche Auffüllung mit einem Stützmittel aus Quarzsand und gesintertem Bauxit sowie Beton, der für immer versiegelt wird.

Alles was mich zu interessieren hat, ist die technische Machbarkeit der Dinge.

Die offiziellen Dokumente berichten Folgendes:

Im Jahr 1890 hatte ein Großindustrieller namens Winfried Kneiss die bereits seit dem Mittelalter bekannten Kalkvorkommen abzubauen begonnen, wobei eine stets geflüstert in der Luft liegende Legende von Goldfunden über dem Vorhaben hing wie ein knisterndes Gewitter. Er hatte sich mit einer Legion Leiharbeiter aus dem Burgenland und westlichen Ungarn ausgestattet, die jeden Montag mit dem Zug bis Gloggnitz transportiert wurden, woraufhin die Kolonne die 23 Kilometer bis zur Gemeinde zu Fuß zurückzulegen hatte. Die Straßen blähten sich um diese Uhrzeit und in kleine Parzellen geteilte Zinshäuser reicherten sich mit Menschen an, bis freitags um 21 Uhr der Druck wieder abgelassen wurde.

Zwischen den Kriegen geschah nichts – das heißt, natürlich geschah alles; denn nachdem das Bergwerk durch einen Spontanverkauf offiziell still gelegt wurde, begann nun die in Habachtstellung wartende Bevölkerung mit improvisiertem Material eigenmächtig in die Stollen einzusteigen. Das Loch übte eine mesmerisierende Gewalt aus, ein kollektives Begehren. In kürzester Zeit wurde ein Vergnügungslokal unter Tage eingerichtet, ein Casino, im Jahr darauf gar ein Bordell.

Aber auch privat erregte die Tiefe: So stiegen Gruppen von jungen Männern als Mutprobe in die Nebenschächte; verarmte Familien gingen dem verheißungsvoll gespürten Gefühl nach, dass sich auf dem Grund des Steinbauchs Gold finden ließe.

1939 wurden die Schächte, die sich an einigen Stellen vierzig Meter tief in den Berg stemmten, von der Wehrmacht übernommen: ein unsichtbarer, bombensicherer Ort für die Flugzeugproduktion. Eine Nebenstelle des Konzentrationslagers Mauthausen wurde eingerichtet, und es war nun, wie fünfzig Jahre zuvor mit den ungarischen Arbeitern, der normalste aller Anblicke, die unterernährten, fast geisterhaften Männer durch die Innenstadt wandeln zu sehen.

Das war ja alles längst aufgearbeitet, eingerahmt und mittels Infotafeln dokumentiert im Boden verankert – es gab eine Gedenkstätte, die dem Erinnern einen exakt bezirkelten Radius zuwies, in dessen Umkreis man ca. zwei Dutzend Gladiolen pflanzen konnte. Das heißt: Das Loch hatte eine klar umrissene Biographie, deren Geschichte durch die Schaubilder an Betonpfropfen, mit denen man das ehemalige Bergwerk versiegelt hatte, ihren Abschluss fand.

Nach getaner Arbeit sitze ich abwechselnd in einem der beiden Restaurants und versuche den sich ergießenden Redefluss der Bevölkerung zu ignorieren. Ich sehe die Münder sich öffnen und stumm alles vor ihnen Liegende verschlingen.

Jeder Mensch weiß, wie ein Landgasthaus in der österreichischen Einöde sich ausnimmt: schwere Eichenmöbel, saisonale Gestecke und einige bemannte Kreuze an den mit Hirschmotiv tapezierten Wänden. Ein Gasthaus mit Gästezimmer war ja wie das andere Gasthaus mit Gästezimmer; ähnlich bemessene Kammern mit denselben blümierten Bettüberzügen und Bibeln in der Schreibtischschublade sowie der Leberknödelsuppe mit denselben Leberknödeln und zerkochten Petersilstängeln in den Tellern mit einschlägiger bäuerlicher Szene in Blau. Ich sehe all diese Dinge mit dem Zynismus eines Menschen, der lieber an einem anderen Ort wäre, und dessen Plan A, an einer Universität zu lehren, haltlos gescheitert ist.

Eine Zeit lang, vielleicht überhaupt nur als Berufsanfänger, hatte ich den Gesprächen noch zugehört in dem Glauben, etwas über die einzelnen Regionen und deren Geschichte

herausfinden zu können, die mir mittlerweile zu einem ununterscheidbar monotonen Kontinuum verrinnen.

Ich sitze an einem der holzvertäfelten Tische, die Augen keine Sekunde von den Dokumenten der von mir zu planenden Einfüllungen nehmend, als mir die Wirtin respektvoll distanziert den Tagesbraten vorsetzt. „*Es wird zu viel geredet*“, sagt sie. „*Sie sollten irgendwann einmal die heißen Termalquellen besuchen.*“ Ich denke einen Moment über den Zusammenhang dieser beiden Sätze nach, kann aber keinen finden. Sie wirft den Deckel auf den Topf und geht zurück zur Durchreiche.

Mein Blick ist schnell wieder zu Boden gerichtet. Einige Tische entfernt von mir sitzt eine junge Frau, die mir seit meinem ersten Eintreffen etwa drei oder vier Mal aufgefallen ist; dabei habe ich noch immer nicht herausgefunden, ob sie zum Personal des Wirtshauses oder zu den Gästen gehört. Schon am ersten Tag hatte ich sie bemerkt: sie stand am Fuße des Bergs, als ich meine ersten Messungen vornahm, die braunen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst und unter ihrem blauen Regenschirm hervor durch eine unerbittliche Sichtschneise mit mir verbunden.

Als ich an ihr vorbeiging, unterließ ich es, etwas zu sagen, weil mir die Kontaktaufnahme mit Fremden viel zu ungewohnt ist, der Aufwand ein unüberwindlicher scheint. Beim zweiten Mal schon war eine Begrüßung zu einer Unmöglichkeit geworden und die beiden ungesagten Hallos zu einer Barriere zwischen uns. Sowie ich nun in einem unaufmerksamen Augenblick zu ihr sehe, erschrocken, ihre Augen für einen Moment im flüchtigsten aller Blicke zu treffen, spüre ich, dass es zu spät ist. Ein unerschütterlicher Entschluss zum Gespräch erwacht in ihr, so plötzlich, dass ich ihn in meiner angespannten Lage durch den Raum rücken spüre. Während sie, die braunhaarige Frau, die Stube durchquert, lege ich, einen Geldschein auf den Tisch und flüchte.

Am Ostermontag, den 2. April 1945, wurden die Häftlinge des Nebenlagers III /

Mauthausen / Gau Groß-Wien, also 2.000 Menschen aus dem flachen Bergwerk geholt, in dem sie 13 Monate lang Flugzeugteile zusammenschrauben mussten. Als sie zu Hundertschaften in Quadraten auf der Wiese vor den Baracken, in der Nähe des Hauptabstiegs, zusammengefasst worden waren, entschied man sich, da man der bloßen Masse nicht Herr werden konnte, 1.200 von ihnen auf einen Todesmarsch ins Burgenland zu schicken. Während die Glocken zum zweiten Mal zur Messe läuteten und die Kinder vor Vergnügen quietschend die bunten Ostereier in den nahen Gärten suchten, zog die Kolonne so leise und wortlos wieder aus, wie sie gekommen war. Die Menschen, die sich auf dem Weg zur Kirche befanden, berichteten später vereinzelt, dieses Auszugs ansichtig geworden zu sein; die meisten aber behaupteten, am betreffenden Tag noch geschlafen zu haben.

Es war ein eiskalter Morgen, mit Temperaturen kaum über dem Gefrierpunkt, und die verbleibenden achthundert Männer standen ohne Schuhe im letzten Schnee.

Die kleine zurückgelassene Wachmannschaft des Lagers (zehn Mann, von denen sechs kaum die Volljährigkeit erreicht hatten) zitterte vor Nervosität. Sie parierten vor dem Gefühl der Überforderung, einem Schaudern im Angesicht der Aufgabe, der schier Quantität, nicht zuletzt aber vor der schneidenden Kälte. Der Befehl war ergangen; die vollständig entkräfteten und ausgezehrten Männer wurden gegen acht wieder in die Baracken gesperrt, um sie in kleinen Gruppen von je 40 Menschen abfertigen zu können. Man hieß sie, sich auf den Rücken zu legen, in den Raureif, die Arme seitlich von sich gestreckt. Dann wurde ihnen die gestreifte, verschmutzte Uniform aufgeknöpft und eine Benzininjektion knapp unters Brustbein verabreicht.

Das unerfahrene Wachpersonal hatte den Befehl, Munition zu sparen für die unweigerlich näher rückende Verteidigung Wiens. Es bestand, so sagt man, aus Burschen aus dem Dorf, panisch und der viel zu umfangreichen Aufgabe nicht gewachsen, sodass die Stiche bei einem Drittel der Fälle geradewegs danebentrafen. Punktiert man das Herz mit einer Benzininjektion exakt, so tritt der Tod innerhalb weniger Minuten ein, wird aber die Lunge angestochen, so setzt ein viele Stunden andauernder Prozess des Krampfens, der Lähmungen und schließlich des Erstickens ein.

40 plus 40 sind 80, plus 40 sind 120, plus 40 machen 160 und so fort, das heißt, als es Nachmittag wurde, hatten die 10 Wachleute, von denen sich fünf und fünf immer mit dem Ausheben einer Grube und dem Verabreichen der Spritzen abwechselten, 200 Menschen getötet, von denen mindestens 70 noch im Todeskampf verblieben. Jetzt wurden, nachdem auch das Ausheben eines Massengrabes eine beträchtliche Anstrengung darstellt, die Männer langsam nervös. 240 plus 40 ist 280; also beschlossen alle gemeinsam, die Häftlinge, die noch nicht gestorben waren, auf die Schnelle lebendig zu begraben.

Zu jeweils 50 rollte man die Körper in die Gruben und schüttete das lose Erdreich auf sie, während schon die nächsten 40, also 320 und 360, dann 400, aus den Baracken geholt wurden. Man würde mehr Männer aus dem Dorf benötigen, um zu graben, man nahm die nächsten 40, um das Erdreich für die übernächsten 40 zu präparieren, also immer 440 und 480, dann 520. Man wusste nicht, ob die Erde genug Raum hergeben würde, es war klaustrophobisch eng unter der Kruste. Als der Platz nicht mehr ausreichte, brachte man die restlichen Männer ins Loch, in einen der hinstersten Äste, der tiefsten Stollen, wo die Flugzeugteile noch lagen und verschloss ihn mit der schweren Feuerschutztüre.

Die Wächter waren durchgefroren und übernünftig, als sie beim Herauskommen aus dem Loch eigenartiger Geräusche gewahr wurden. Und sie sahen, dass der Stein abgewälzt war. In der immer schwärzer werdenden Szenerie war es zunächst kaum zu erkennen, als auf einmal von unten, also aus der schon zugeschütteten Grube, aus der keine 12 Stunden zuvor erst ausgehobenen Erde, sich Körper zu winden begannen; die letzten noch lebendigen, die sich aus den Gräbern herausgearbeitet hatten, um Luft ringend. Denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen.

Dann endlich Schüsse.

Das Loch ist im Grunde uneingrenzbar.

Wenn ich übermorgen im Beisein des Bürgermeisters die Chemikalie in den Berg einleiten werde, wird die darüberliegende Flora, das heißt, der Waldboden, auf dem ich in diesem Moment stehe, einfrieren, als sei er aus der Zeit genommen. Die Gräser und die darunterliegende Humusschicht werden mitsamt der Mikroorganismen sterben und die Bäume ihr saftiges Grün ausbluten, bis sie verdorrt zurückbleiben. Der Berg wird seine Elastizität verlieren, das Organische zum Sediment werden – dafür jedoch bleiben die Einfamilienhäuser in ihren Umzäunungen, die zweiten Garagen makellos, das heißt, die Kirche im Dorf. Meine beiden Ziele lauten Abschluss und Funktion – Abschluss des Verfahrens und Funktion des ehemals schwankenden Gefüges.

Am folgenden Morgen, dem ersten trockenen der Woche, führe ich eine Bohrung in den Fels durch, um die Richtung der Einspritzung nochmals zu ergründen.

Eine ganze Kolonne an Mischfahrzeugen wird, wenn ich morgen wieder weiterziehe, anrollen, um den eigentlichen Akt zu vollbringen. Das heißt, ich stehe heute zum letzten Mal mit kniehohen Gummistiefeln im Moos und taste gynäkologenhafte den unterirdischen Kanal ab. Aber auch diese Messung bestätigt, was mich seit Tagen juckt: eine Differenz.

In solchen Situationen muss der betreffende Bürgermeister sachte, fast zärtlich kontaktiert werden; ohne jegliche Beschuldigung. Sein Leugnen ist als stille Bestätigung zu akzeptieren, an die nicht mehr zu rühren einen Professionalität und Höflichkeit gemahnen. Auf die Zahlen hingegen hat man anders zu reagieren: Auf einmal überfällt mich die Angst vor dem Unpräzisen, dem Loch in den Berechnungen, schlimmer noch: davor, selbst einen Fehler gemacht zu haben. Es ist eine Angst, wie man sie nur als Kind hat, eine, wo die Furcht vor dem Entdecktwerden sich mit jener einer moralischen Verfehlung im Bild des strafenden Vaters vermischt.

Ich steige die Serpentinauf der anderen Seite des Felsens hinunter und stehe zum ersten Mal vor dem Haupteingang; dem für den Mensch gemachten Weg in den Berg: Ich bin von ihm peinlich berührt wie ein Zögling. Aber als ich in das saumlose Schwarz sehe, das niemand seit Jahrzehnten durchbrochen hat, das verschlingende Maul des Loches, wird die

unpassendste aller Regungen in mir laut: Neugier. Den Starkscheinwerfer in der Hand, taste ich mich an den feuchten, kondensschwangeren Wänden des Stollens entlang, viel zu tief in ihn dringend, rasch und ohne jeden Gedanken an Sicherheit. Ich habe unbändige Lust, zu öffnen, was ich eigentlich schließen sollte, aufzureißen und einzufahren. Eine erotische Kraft geht von jener Stelle aus, an der sich die Abweichung zur vorausgesagten Beschaffenheit des Felsens ergeben hatte, und gleichsam außer Atem vor Erregung erreiche ich sie. Der große Saal; eine Halle von 20 Metern Höhe, die bis weit ins Dunkle verläuft – aber meine am Felsmaterial geschulten Augen erkennen, dass hier ein Ereignis jenseits des Bergbaus stattgefunden haben muss. Der Fels ist schroff von sich selbst gelöst, zerbrochen und an den Kanten in Schutt gelegt. Das Ergebnis einer versuchten Sprengung, denke ich erhitzt. Und diese Einbombung führt an den Kanten weiter in die Tiefe, hinein in verzweigte Gangsysteme, die gleichfalls nicht in den Plänen verzeichnet sind, die man mir übermittelt hatte.

In diesem Moment aktiviert sich mein Pager und ich komme schlagartig zu mir. Sowie ich den ersten Moment der Unkontrolliertheit überwunden habe, fasse ich mich wieder und erkenne das Inadäquate dieser Situation.

Dann trete ich den Rückweg an.

Dass die Füllfahrzeuge frühmorgens einrollen, sehe ich über meine halb gepackte Wäsche hinweg, die eine Wirtin mir für die nächste Stadt gewaschen vor die Türe gestellt hat. Beim Verlassen der Pension grüße ich einen der Arbeiter und tausche mit ihm belanglose Worte aus – wo es den besten Braten gebe, das süffigste Bier und andere Dinge, die Menschen Komfort spenden, die ihre ganze Existenz in tristen Dorfszenarien verbringen. Dann verabschieden wir uns und ich steige ins Auto, mit dem Rücken zum Loch – die Gemeinde scheinbar so verlassend, wie ich sie betreten habe. Wie jedes Mal, meine ich zu spüren, wie das Füllmaterial in den flüssigen Boden, den Planetenmantel, der sich unter uns dreht,

einläuft und die tektonische Beweglichkeit mit einem mal erstarrt.

Auf der schlecht gepflegten Landstraße, die schiffchenartig die verschieden bestellten agrarkulturellen Textilien verwebt, schieße ich der nächsten Füllaufgabe entgegen, als eine Gestalt am Straßenrand mich aus meinen Gedanken reißt.

Es ist die junge Frau aus dem Gasthaus. Einem plötzlichen Reflex folgend, halte ich an und beobachte, wie sie, da sie mich hinter dem Steuer erkennt, auf mein Auto zuläuft. Weil es nicht möglich ist, nun wieder zu beschleunigen, kurble ich das Fenster herunter; noch immer erschrocken über mich selbst.

„Möchten Sie einsteigen?“

Als hätte sie die ganze Zeit nur auf mich gewartet, schwingt sie sich auf meinen Beifahrersitz und – weil ich perplex angesichts dieser Spontanität bin, die ich doch selbst produziert habe – sitzen wir auch schon wortlos nebeneinander, als ich aufs Gaspedal steige.

„Sie sind der Statiker“, sagt sie schließlich, als sei die Antwort beschlossene Sache. „Ich wollte Sie schon lange etwas fragen.“

Ich werde merkwürdig nervös als sie mich anspricht, ganz so, als hätte sie mich bei etwas ertappt, das man vor der Welt nicht zeigen sollte.

„Nein, ich bin Auffüllungstechniker“, sage ich.

„Wird unsere Gemeinde einbrechen?“ fragt sie kokett, wie im Scherz, doch eben auch nicht; und ich antworte betont formal, um nicht zu offenbaren, dass mich die Situation aus der Fassung zu bringen droht: „Nein, wird Sie nicht.“

„Ich habe Sie die letzten Tage beobachtet, ich hoffe, das war nicht unangenehm. Ich muss übrigens zum Bahnhof Purbach“. Sie zeigt sinnlos in Richtung der im Wald verlaufenden Straße. Für einen Moment überlege ich, sie nach ihrem Namen zu fragen oder weswegen sie nach Purbach muss, was sie in ihrem Leben tut oder mit wem. Aber ich erkenne sofort die Sinnlosigkeit des Ganzen – dieser vielleicht fünfminütigen, zum Versanden verurteilten Konversation.

„Wir wissen ja kaum etwas über diese Einspritzungen“, fährt sie indessen fort. „Wir sprechen wegen der Immobilienpreise nicht darüber. Wahrscheinlich hätten wir es nicht einmal bewusst realisiert, hätte es nicht diese Sache im März gegeben. Als die Gemeinde das Grundstück neben der Hauptstraße wieder zurückgekauft hat, nach den Funden.“

„Man hätte schon vor Jahrzehnten einspritzen müssen“, sage ich knapp.

„Bei uns im Garten gibt es beispielsweise seit ich denken kann ein Loch, das jedes Jahr größer wird. Eine Art kleine Aushöhlung. Meine Mutter hat alle paar Monate ein größeres Gitter drübergelegt, damit wir Kinder nicht hineinfallen“, meint sie und scheint einen Augenblick nachzudenken.

„Aber ist es nicht auch schade? Ich meine – all das, was noch im Berg war, die ganze Geschichte der Region –“

„Ist gefüllt mit einem Gemisch auf der Basis von Braunkohleasche, das gerade vollständig aushärtet“, erwidere ich lächelnd und biege bereits links zum Bahnhof ab. Eine unangenehm schwebende Situation, der ich mich nicht gewachsen fühle, entsteht erneut, während sie, einen Moment zu lang, einen Moment zu unsicher, in ihrer Tasche herumfuhrwerkelt.

„Sie müssen jetzt gleich weiter?“ fragt sie im Aussteigen.

„Zur nächsten Gemeinde.“

„Werden Sie noch einmal bei uns vorbeischaun? Ich meine, um das Ergebnis zu überprüfen?“ fragt sie durch das herabgekurbelte Fenster.

„Nein“, antworte ich. „Ich beschäftige mich nie zwei Mal mit derselben Gemeinde. Ich war nur für die technische Machbarkeit zuständig.“

Dann fahre ich los.